

Selected Student Papers

www.ipw.rwth-aachen.de/pub/select_tx.html

ISSN 1862-8117

Selected Student Paper Nr. 34, Mai 2012

Tobias Albrecht

**Zwischen totalitärer Erfahrung und
endzeitlicher Erwartung**

Zum Geschichtsbegriff Reinhart Kosellecks

Zugl.: Aachen, Techn. Hochsch., Bachelorarbeit 2011

Online veröffentlicht unter:

http://www.ipw.rwth-aachen.de/pub/select/select_34.html

Veröffentlicht von:

Institut für Politische Wissenschaft

RWTH Aachen

Mies-van-der-Rohe-Straße 10

52074 Aachen

www.ipw.rwth-aachen.de

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Zwischen totalitärer Erfahrung und endzeitlicher Erwartung	5
3	Die Ausgangslage: Kritik an der Geschichtsphilosophie	8
3.1	Ein bisschen Begriffsgeschichte: Die „Geschichte an sich“	8
3.2	Geschichtsphilosophie	11
3.3	Zwischen Machbarkeit und Übermacht.....	13
4	Kosellecks Geschichtsbegriff	16
4.1	Erfahrung und Erwartung: Die Theorie geschichtlicher Zeiten	17
4.2	Drei Erfahrungsbefunde	21
4.3	Ein „Partisan“ gegen die Geschichte im Singular	28
5	Schlussbemerkungen	32

1 Einleitung

„Die von der Geschichtsphilosophie her gegebene Schwierigkeit besteht in der Tat darin, dass die idealistischen Systeme allesamt Totalentwürfe der gesamten Geschichte bis zum vermeintlichen Ziel hypostasiert haben oder versucht haben zu beweisen. Und dieser Totalanspruch ist – ins Politische übersetzt – totalitär mit den bekannten Folgen [...]“ (Koselleck 2001: 257)

Vor dem Hintergrund seiner eigenen Zeiterfahrung, „die sich zwischen totalitärer Erfahrung und der endzeitlichen Erwartung eines globalen Atomkrieges bewegt“ (Hoffmann 2011: 198), kommt Reinhart Koselleck zu dem Schluss, dass es einer Revision des hergebrachten Geschichtsbegriffs bedürfe. Seine Kritik gilt dem modernen Geschichtsbegriff, insbesondere der Geschichtsphilosophie, deren Ursprung er in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausmacht und deren Auswirkungen noch im Kalten Krieg zu spüren waren, als sich sowohl Ost als auch West auf der Seite ‚der Geschichte‘ glaubten.

Die Rezeptionsgeschichte Kosellecks stellt sich äußerst ambivalent dar. Sein Name ist untrennbar mit der deutschsprachigen Begriffsgeschichte verknüpft, als deren Begründer er gilt. Dementsprechend umfangreich ist die Rezeption dieses Teils seiner Arbeit (vgl. Joas/Vogt: 2011: 13-31; Daniel 2006: 185ff.). Ich möchte den Blick hingegen auf einen viel weniger beachteten – aber meines Erachtens wichtigeren – Teil des Koselleck’schen Œuvres lenken: Die Geschichtstheorie des Mannes, der Zeit seines Schaffens die „Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft“ (Koselleck 1972: 298) betont und den Mangel an Theorie angeprangert hat, ist bezeichnenderweise kaum rezipiert worden.¹ Dabei sah Koselleck in der Begriffsgeschichte immer nur den Weg, nie das Ziel seines Nachdenkens über Geschichte – er betrachtete diese als „eine Art Propädeutikum für eine Wissenschaftstheorie der Geschichte.“ (Koselleck 1977a: 350)

Ich werde zeigen, wie Koselleck dem modernen Geschichtsbegriff eine Theorie geschichtlicher Zeiten gegenüberstellt, in deren Zentrum die von Menschen gemachten Erfahrungen und gehegten Erwartungen stehen. Der Koselleck’sche Geschichtsbegriff hat den Vorteil, ein radikal kontingenzbewusstes Geschichtsverständnis „jenseits von Determinismus und Teleologie“ (Joas/Vogt 2011: 9) zu befördern, ohne in Relativismus zu verfallen. Denn auch dieser auf Erfahrung und Erwartung basierende Geschichtsbegriff, so der zweite Teil meiner These, sucht nach Momenten der Dauer. So paradox es klingt: Im Bewusstsein der Präzedenzlosigkeit der eigenen Gegenwart, sucht Koselleck nach Wiederholungsstrukturen

¹ Es ist signifikant, wie viele Einführungen zur Geschichtstheorie die Begriffsgeschichte auf einigen Seiten behandeln und Koselleck im Register führen, seinen Geschichtsbegriff aber keines Kommentars würdigen (vgl. Baberowski 2005; Jordan 2009; Kolmer 2008). Christian Meier betont sogar explizit, dass im Mittelpunkt jeder künftigen Beschäftigung mit den Arbeiten Kosellecks, unabhängig von dessen sonstigen Verdiensten, die Begriffsgeschichte stehen müsse (vgl. Meier 2011: 115).

in der Geschichte. Am Ende seiner Reflexion setzt er den Topos *Historia Magistra Vitae* – theoretisch reflektiert und anders als wir ihn bisher kannten – wieder ins Recht.

Ich werde dies in drei Schritten nachweisen. Eine Skizze von Kosellecks eigener Zeiterfahrung in Kapitel zwei soll zunächst den Blick dafür schärfen, inwiefern Kosellecks erfahrungsbasierter Geschichtsbegriff auch eine Reaktion auf das eigene Erleben darstellt. In Form einer begriffsgeschichtlichen Herleitung im dritten Kapitel soll die Genese des modernen Geschichtsbegriffs skizzenhaft nachvollzogen werden. Dies dient dazu, die Notwendigkeit eines neuen Geschichtsbegriffs – wie sie sich für Koselleck darstellt – zu begründen. In einem abschließenden Schritt wird diesem modernen Geschichtsbegriff dann Kosellecks eigene Geschichtstheorie als Alternative gegenübergestellt.

Für die Skizze von Kosellecks eigener Zeiterfahrung stütze ich mich besonders auf Ute Daniels biographischen Abriss. Ergänzt wird dieser von Texten seiner Weggefährten, vor allem in Form von Nachrufen und Erinnerungen. Literaturgrundlage für das dritte Kapitel bildet, neben einigen kleineren Aufsätzen, in erster Linie der von Koselleck größtenteils selbst verfasste Eintrag zum Begriff ‚Geschichte, Historie‘ aus dem von ihm mit herausgegebenen Lexikon *Geschichtliche Grundbegriffe – Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Zum anderen liegt diesem Teil meiner Arbeit Kosellecks Dissertation *Kritik und Krise* zu Grunde. Trotz der Kritik an Carl Schmitts Einfluss auf diesen Text² und einem viel zu eng gefassten Politikbegriff – der wohl ebenfalls auf Schmitt und dessen Interpretation von Hobbes‘ *Leviathan* zurückgeführt werden kann – überzeugt die Arbeit in ihrer Grundthese: Dass das dualistische Weltbild des Kalten Krieges seinen Ursprung im 18. Jahrhundert hat.

Kosellecks eigenen Geschichtsbegriff zu rekonstruieren, wie es im vierten Kapitel geschehen soll, gestaltet sich schwieriger. Zu einem einheitlichen Theoriegebäude hat Koselleck seine Historik nicht mehr ausgearbeitet.³ Seine Überlegungen diesbezüglich hat er vor allem in pointierten Aufsätzen festgehalten. Ob das von Nachteil ist, darf mit Stefan-Ludwig Hoffmann bezweifelt werden, der bemerkt, es handle sich dabei um die „seiner Theoriebildung gemäße Form des Schreibens“ (Hoffmann 2011: 172). Allerdings ermöglichte unter diesen Umständen erst die Zusammenführung der in verschiedenen Aufsätzen verstreuten Überlegungen eine systematische Skizze von Kosellecks Historik.

² Carl Schmitts Einfluss auf Kosellecks Dissertation ist vielfach nachgewiesen (vgl. Steinmetz 2011: 62-65). Auch wenn dieser Nachweis einer gewissen Müßigkeit nicht entbehrt. So macht Koselleck im Vorwort zu *Kritik und Krise* keinen Hehl daraus, dass die Arbeit Schmitt viel verdanke (vgl. Koselleck 1973: XII).

³ Er sprach mehrfach davon, eine systematische Abhandlung seiner Historik noch vorzulegen (vgl. Hoffmann 2011: 172).

2 Zwischen totalitärer Erfahrung und endzeitlicher Erwartung

Willibald Steinmetz hat es in seinem Nachruf auf den Punkt gebracht, als er gleich zu Beginn bemerkt, Reinhard Koselleck habe in einer „Zeit der Extreme“ (Steinmetz 2011: 57) gelebt. Ich werde, wie in der Einleitung bereits angedeutet, argumentieren, dass Kosellecks Kritik an der Geschichtsphilosophie und die daraus hervorgehende Beschäftigung mit der Frage, wie denn ein von dieser Geschichtsphilosophie befreiter Geschichtsbegriff aussehen könnte, sich auf dessen eigene Zeiterfahrung zurückführen lässt. Hierzu möchte ich in einem ersten Schritt diese Zeiterfahrung skizzieren. Es geht weder um einen biographischen, noch um einen historischen Abriss in klassischer Form. Vielmehr handelt es sich um die Skizze der politischen Zeiterfahrung einer ganzen Generation, die sich von der Erfahrung anderer Generationen in erheblichem Maße unterscheidet.

Kosellecks Zeiterfahrung bewegt sich in einem Kontext zwischen totalitärer Erfahrung und der endzeitlichen Erwartung eines globalen Atomkrieges. Mit totalitärer Erfahrung sind vor allem die katastrophalen Erlebnisse der 30er und 40er Jahre des 20. Jahrhunderts gemeint. Von deutscher Seite aus: Nationalsozialismus, totalitäre Herrschaft, der Zweite Weltkrieg, geführt als Vernichtungsfeldzug, das Menschheitsverbrechen der Shoa – um nur Schlagworte zu nennen. Von sowjetischer Seite wäre der Stalinismus mit seinem umfassenden Repressionssystem, das unter dem Akronym und Schlagwort Gulag zusammengefasst wird, zu nennen. Beide totalitären Regime und die damit einhergehende Gewalt erfährt Koselleck am eigenen Leib. Um diese Erfahrung nachzuvollziehen, kommen wir nicht umhin, zu Beginn die Eckpunkte seiner Biographie abzuhandeln.

Koselleck wird 1923 als Sohn eines protestantischen Pädagogikprofessors in Görlitz geboren. Als Heranwachsender erlebt er die Weimarer Republik mit ihrer alltäglichen Gewalt, einer auf der Straße ausgetragenen politischen Auseinandersetzung. Bei der Machtübergabe an die Nationalsozialisten ist er zehn. 1941 meldet sich der mittlerweile 18-jährige Oberschüler Koselleck freiwillig als Artillerist zur Wehrmacht. In der Folge erlebt er den genozidalen Krieg an der Ostfront über mehrere Jahre aus nächster Nähe. Eine Verwundung bewahrt den Angehörigen der 6. Armee davor, in Stalingrad mit seinen Kameraden eingeschlossen zu werden. Er gerät infolgedessen in Kriegsgefangenschaft und wird als Kriegsgefangener von der Roten Armee zu Aufräumarbeiten ins nationalsozialistische Vernichtungslager Auschwitz geschickt (vgl. Daniel 2006: 167). Hier wird er mit der Tatsache der Shoa direkt konfrontiert. Später wird er in das „Kriegsgefangenenlager 99“ in Karaganda, im heutigen Kasachstan, transportiert. Das Lager sollte 1949 in eines der berühmtesten Sonderlager des Gulags umgewandelt werden. Hier erlebt er auch das despoti-

sche System Stalins mit seiner perfiden „Mischung von Menschenverbrauch und Umerziehungsenergie“ (ebd.). Die totalitäre Erfahrung des Nationalsozialismus und des Stalinismus – und die damit einhergehende Erfahrung der Gewalt: Vernichtungskrieg, Shoa, Kriegsgefangenenlager – sollten das Denken Kosellecks für immer prägen. Im Alter von 23 Jahren kommt er schließlich frei. Nach Deutschland zurückgekehrt, nimmt er, mittlerweile schon 24 Jahre alt, sein Studium an der Universität Heidelberg auf. Diese Erfahrungen markieren den Ausgangspunkt seines Denkens. Ivan Nagel – Kommilitone Kosellecks zu Studentenzeiten in Heidelberg – hat das Gefühl einer ganzen Generation von Studenten auf den Punkt gebracht, als er bemerkt: „Wenn wir Studenten von 1951 den Auftrag zu denken passioniert aufnahmen – dann musste dieses Denken am Ausgang radikaler Katastrophen ein radikales sein.“ (Nagel 2011: 95)

Meine oben gewählte Formulierung der „endzeitlichen Erwartung“ markiert den zweiten wichtigen Kontext, in den ich Kosellecks Theoriebildung stellen möchte. Obwohl der Kalte Krieg nicht auf einer Stufe mit den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und der Shoa steht, so haben dennoch auch die Nachkriegszeit und Kalter Krieg, so meine These, Kosellecks Denken nachdrücklich geprägt.⁴ Anfang August 1945 fallen die beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Mit diesem Ereignis beginnen ein Wettrüsten und eine „Technologieschlacht“ (Bluhm 1999: 205) in einem nie da gewesenen Ausmaß. Am 29. August 1949 verläuft auch der erste sowjetische Atombombentest erfolgreich. Zur gleichen Zeit verschlechtert sich das politische Klima rapide. Als Koselleck sein Studium in Heidelberg aufnimmt, ist der Zerfall der Anti-Hitler-Koalition, die sich während des Zweiten Weltkrieges notgedrungen gebildet hatte, unaufhaltsam fortgeschritten. Das internationale System entwickelt sich zu einem bipolaren – der Kalte Krieg beginnt und mit ihm das Atomzeitalter. Ein Kennzeichen dieses bipolaren Systems war, dass sich sowohl Ost als auch West gleichsam auf ‚die Geschichte‘ beriefen. Nicht nur glaubten beide Seiten sich selbst auf der Seite der Geschichte, auch dachte man daran, dieser zur Not gewaltsam auf die Sprünge zu helfen (vgl. Hoffmann 2011: 174).⁵ Das sogenannte Atomzeitalter – der Begriff verbreitet sich in den 1950er und -60er Jahren – ist in erster Linie geprägt durch die Möglichkeit und die akute Gefahr eines atomaren Krieges. Dieser würde, so die allgemeine

⁴ Wer sich ein Bild davon machen will, der werfe einen Blick in dessen Dissertation *Kritik und Krise*. Darin sucht Koselleck nach den langfristigen Ursachen und Bedingungen, welche „die gegenwärtige Weltkrise, bestimmt durch die polare Spannung der Weltmächte Amerika und Rußland“ (Koselleck 1973: 1) erklären könnten. Er führt diese schließlich auf das dualistische Weltbild der Aufklärung im 18. Jahrhundert zurück.

⁵ Auf diesen offensichtlichen Widerspruch, die Geschichte auf der einen Seite als eine Art Schicksalsgöttin anzurufen, gleichzeitig deren Vollzug aber selbst mit Gewalt erzwingen zu wollen, werde ich im nächsten Kapitel noch ausführlicher eingehen.

Erwartung, zu einer vollständigen Vernichtung der gesamten Menschheit führen. Erst mit dem Inkrafttreten des ersten Atomwaffensperrvertrags 1970 beginnt eine Zeit vorsichtiger Entspannung, auch wenn das Wettrüsten gleichzeitig andauert (vgl. Bluhm 1999: 203-209).

Dieses „Zeitalter der Extreme“ (Hobsbawn) zwischen totalitärer Erfahrung und endzeitlicher Erwartung bildet den Ausgangspunkt und den Rahmen für Kosellecks Denken. Es ist der Hintergrund, vor dem er dann auch in seiner 1954 eingereichten Dissertation *Kritik und Krise* nach den langfristigen Ursachen und Bedingungen sucht, welche die Vernichtungsfeldzüge und die gegenseitigen Vernichtungsdrohungen des 20. Jahrhunderts ermöglicht bzw. bedingt haben. Bereits in der politischen Konstellation der Aufklärung meinte Koselleck die Genese des dualistischen Weltbildes auszumachen, das den Kalten Krieg geprägt hat. Den eigentlichen Kern des Problems glaubte er aber im modernen Geschichtsbegriff gefunden zu haben. In *Kritik und Krise* führte er die Entstehung der Geschichtsphilosophie noch leicht polemisch auf das Raisonement der Aufklärer zurück. Später sollte er die Genese des modernen Geschichtsbegriffes im Rahmen der Arbeit am Lexikon noch differenzierter untersuchen. Diese Genese gilt es im nächsten Kapitel zu rekonstruieren.

3 Die Ausgangslage: Kritik an der Geschichtsphilosophie

„Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählich in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen [...] Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengemeinschaft scheint in eine große Familie verwandelt.“ (Schiller 1982: 13ff.)

Diese Sätze stammen von Friedrich Schiller. Sie sind aus seiner berühmten Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*, gehalten 1789 in Jena. Die Vorlesung ist ein einziger Lobgesang auf den zivilisatorischen Fortschritt der Menschheit. Schiller beschreibt die Anfänge der Menschheit als einen derart rohen Zustand, dass Hobbes Naturzustand dagegen wie ein schöner Ort wirkt. Nicht nur kämpft in diesem verächtlichen Zustand jeder gegen jeden, auch Kannibalismus ist Schiller zufolge an der Tagesordnung. Seitdem habe allerdings ein ständiger Fortschritt die Menschheit in den, im Zitat beschriebenen, Ist-Zustand geführt. Das Europa des 18. Jahrhunderts scheint der Gegenentwurf zum rohen Urzustand. Zivilisierte Umgangsformen, vernünftige Gesetze und ein „ewig geharnischter Krieg“ bestimmen jetzt das Bild.

Ziemlich genau 150 Jahre nach Schillers Antrittsvorlesung liegt Europa in Schutt und Asche. Es wäre vermessen, eine direkte Linie von Schillers Jenaer Vorlesung in die Vernichtungslager Nazideutschlands und in die Gulags der Sowjets zu unterstellen. Im Gegenteil, gilt Schiller doch als Humanist und Freigeist. Allerdings steht der Text exemplarisch für ein Verständnis von Geschichte, wie es sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Europa herausbildete (vgl. Koselleck 1973: 38) – ein Verständnis, das zwar keineswegs zwangsläufig in die zivilisatorische Katastrophe des 20. Jahrhunderts geführt hat, diese aber zumindest möglich gemacht und begünstigt hat. Dieses Verständnis von Geschichte gilt es im Folgenden skizzenhaft nachzuvollziehen.

3.1 Ein bisschen Begriffsgeschichte: Die ‚Geschichte an sich‘

Der moderne Geschichtsbegriff, gegen den Koselleck sich wendet, hat seinen Ursprung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (vgl. Koselleck 1975: 593). Er ist das Ergebnis langfristiger theoretischer Reflexionen der Aufklärung. Er entstand weder von heute auf morgen, noch können wir uns seine Entstehung als ein einmaliges Ereignis vorstellen, das zu einem bestimmten Zeitpunkt begonnen und zu einem anderen bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen war. Stattdessen haben wir uns die Entstehung des modernen Geschichtsbegriffs prozesshaft vorzustellen. Dennoch lässt sich sein Aufkommen relativ exakt an das

Ende des 18. Jahrhunderts datieren. Diese Datierung ist weniger willkürlich, als es den Anschein haben mag. Denn der Charakter des Begriffs selbst ändert sich in einem solchen Maße, dass die Feststellung einer Zäsur gerechtfertigt scheint: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird aus den vielen Geschichten von etwas, die eine ‚Geschichte an sich‘ – es entsteht ein Kollektivsingular.⁶

Um ein Minimum an Begriffsgeschichte kommen wir bei der Beschäftigung mit Koselleck nicht herum. Ich beginne daher mit zwei sprachgeschichtlichen Vorbemerkungen: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts treffen zwei terminologische Veränderungen zusammen, die sich bereits seit längerem angedeutet hatten (vgl. ebd.: 625-647). Zum einen handelt es sich dabei um die Entstehung des Kollektivsingulars: der einen ‚Geschichte an sich‘. Zum anderen um die Verschmelzung der beiden Begriffe ‚Geschichte‘ und ‚Historie‘. Vor dieser Verschmelzung, Sprachwissenschaftler sprechen von einer Kontamination, stand ‚Geschichte‘ für den Ereigniszusammenhang und ‚Historie‘ für die Kunde, Erzählung und Wissenschaft von der Geschichte (vgl. ebd.: 647).

Ohne auf die begriffsgeschichtlichen Details einzugehen, ist es in unserem Zusammenhang wichtig zu erwähnen, dass das vormoderne Geschichtsverständnis den Begriff der ‚Geschichte an sich‘ oder der ‚Geschichte selbst‘ nicht kannte. Vielmehr kannte man Einzelgeschichten, die räumlich und zeitlich abgrenzbar waren. Jede Einzelgeschichte hatte ihren begrenzten Zusammenhang. Dieser konnte höchstens exemplarisch auf ähnliche Geschichten verweisen. Vom Prinzip her wiederholten sich diese Einzelgeschichten. Anthropologisch gewendet: Die bisherige Erfahrung der Vergangenheit ließ sich unmittelbar auf die Erwartung der Zukunft ausdehnen. Man zog aus diesen Einzelgeschichten Lehren und versuchte so, Fehler zu vermeiden. Dafür stand der über Jahrhunderte gültige Topos *Historia Magistra Vitae*. Die lateinische Phrase stammt von Cicero und bedeutet ‚Geschichte (ist) Lehrmeisterin des Lebens‘ (vgl. dazu ausführlich Koselleck 1967: 38-46).

Darüber hinaus waren diese Einzelgeschichten bis kurz vor der Französischen Revolution nur subjektbezogen denkbar. Jede Geschichte hatte ein ihr innewohnendes Subjekt. Jede Darstellung daher ein Objekt. Es gab nur Geschichten *von* etwas. Zum Beispiel die Geschichte Karls des Großen oder die Geschichte Frankreichs. Nun verdichtet sich im 18. Jahrhundert die Geschichte als Pluralform von Einzelgeschichten zu einem neuen Kollektiv-

⁶ Eine andere Position findet sich bei Jan Marco Sawilla. Dieser kritisiert, Koselleck setze die Herausbildung des Kollektivsingulars zu spät an. Er selber will dessen Entstehung – mit Verweis auf einige französische Autoren des 17. Jahrhunderts – etwa 100 Jahre früher verortet wissen (vgl. Sawilla 2004: 381-428). Die vorliegende Darstellung orientiert sich allerdings an Kosellecks, in der Forschung wesentlich anerkannteren, Lesart.

tivsingular: „Erst seit 1770 kann man den früher unaussprechbaren Gedanken formulieren: die Geschichte an sich.“ (Koselleck 1971: 39) Auch diese Entwicklung ist prozesshaft zu denken. Nur für die Analyse macht die Aufspaltung in Einzelschritte Sinn. Als der Kollektivsingular aufkam, meinte die ‚Geschichte‘ im Singular zunächst einmal nicht mehr als die Summe aller einzelnen Geschichten (vgl. Koselleck 1975: 647f.). Dabei blieb es aber nicht. Die Wortbedeutung verschob sich noch weiter. Schließlich wurde das Wort ‚Geschichte‘ nicht mehr nur für die Reihe von Begebenheiten verwendet, sondern auch für dasjenige, das diese Reihe zu einem zusammenhängenden Ganzen bündelt. Damit hat es eine Bedeutung gewonnen, die die Summe der Einzelgeschichten übersteigt. Denn ‚Geschichte‘ bezeichnet jetzt nicht nur alle Einzelgeschichten, sondern zugleich die Verbindung zwischen diesen (vgl. ebd.: 648f.).

Zunächst geschah dies noch in eher pragmatischer Absicht – die ‚Geschichte‘ bezeichnete ein Ursache-Wirkungsgeflecht zwischen den einzelnen Geschichten. Sie war also rationales Konstrukt. Mit der Zeit verliert der Begriff ‚Geschichte‘ aber den Charakter eines rationalen Konstrukts. Die ‚Geschichte‘ wird immer mehr als eigenständiger Bereich gedeutet, der die Einzelgeschichten nicht nur verbindet, sondern auch antreibt. Mit diesem letzten Schritt ist die ‚Geschichte‘ ihr eigenes Subjekt geworden (vgl. Koselleck 1975: 650). Mehr noch, die ‚Geschichte‘ ermöglicht den Verzicht auf Gott. Brauchte es Gott noch, um die vielen Einzelgeschichten anzutreiben, ist es jetzt die ‚Geschichte selbst‘, welche die Einzelgeschichten aus sich selbst hervor treibt (vgl. ebd.: 651f.). Damit wird Geschichte prozesshaft gedacht. Wiederholten sich vorher Einzelgeschichten, ist ‚die Geschichte‘ jetzt ein Prozess, in dem alles, was passiert, zum ersten Mal passiert und damit einmalig ist. Damit wird zum einen der Topos *Historia Magistra Vitae* ungültig. Zum anderen wird jetzt so etwas wie ‚Fortschritt‘ denkbar.⁷

Gleichzeitig mit dieser Entstehung des Kollektivsingulars, der aus den Einzelgeschichten die ‚Geschichte an sich‘ machte, ereignete sich ein zweiter Vorgang. Die beiden Begriffe ‚Geschichte‘ und ‚Historie‘ verschmolzen zu einem. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der „objektive“ Ereignis- und Handlungsbereich mit dem Wort ‚Geschichte‘ benannt, die „subjektive“ Kunde, Erzählung oder Wissenschaft davon hingegen mit dem Begriff ‚Historie‘ bezeichnet. Die ‚Historie‘ war die Kunde von der ‚Geschichte‘ (vgl. ebd.: 653f.). Der Kollektivsingular verlangte nun, wie oben angedeutet, „eine ‚Ge-

⁷ Beim ‚Fortschritt‘ handelt es sich ebenfalls um einen Kollektivsingular. Aus einzelnen zunächst sachbezogenen Fortschritten entstand ‚der Fortschritt‘. Bemerkenswert ist, dass dies nicht nur gleichzeitig mit der Entstehung des Kollektivsingulars ‚Geschichte‘ geschieht, sondern dass beide Begriffe kurz nach ihrem ersten Aufkommen auch synonym verwendet wurden (vgl. Koselleck 1977a: 36).

schichte‘ zu denken, die über die chronologische Erzählung von Veränderungen hinausführen sollte“. (ebd.: 656) Bei dieser Denkfigur handelt es sich bereits um eine theoretische Leistung, denn nur in der Reflexion (Historie) über die Einzelgeschichten (Geschichte) wurde es möglich, den Kollektivsingular der ‚Geschichte an sich‘ freizulegen. So hatte die ‚Geschichte an sich‘ spätestens ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Bedeutung von ‚Historie‘ aufgesogen.⁸ Der neue Kollektivsingular hatte damit einen reflexiven Sinn erhalten (vgl. ebd.: 657).

Halten wir zusammenfassend fest: Aus den vielen Einzelgeschichten wurde Ende des 18. Jahrhunderts der Kollektivsingular der einen ‚Geschichte an sich‘. Gleichzeitig sind die beiden Begriffe ‚Geschichte‘, im Sinne von Ereigniszusammenhang, und ‚Historie‘, die Kunde *von* diesem Ereigniszusammenhang, unter dem Begriff ‚Geschichte‘ subsumiert worden. Damit hat sich seit 1770 sprachlich eine Wende vorbereitet, die zur Geschichtsphilosophie des Idealismus führen sollte.

3.2 Geschichtsphilosophie

Werfen wir daher im Folgenden noch einen kurzen Blick auf die Entstehung der Geschichtsphilosophie. Es ist, so Koselleck, „nicht von ungefähr“ (Koselleck 1967: 56), dass die Entstehung der ‚Geschichte an sich‘ und diejenige der Geschichtsphilosophie in dieselbe Zeit fallen. Stattdessen, so die These, habe die Entstehung des Kollektivsingulars es erst ermöglicht, eine Geschichtsphilosophie zu denken. Wie haben wir uns das vorzustellen?

„Daß die Historie, die bisher vom Einzelnen und Besonderen und vom Zufälligen handelte, der ‚Philosophie‘ fähig sei, verstand sich nicht von selbst.“ (Koselleck 1975: 658) Die Ausbildung der ‚Geschichte an sich‘ war mehr als nur eine terminologische Posse. Sie ist eher der begriffliche Indikator dafür, dass die Menschen einen neuen Erfahrungsraum zu verarbeiten hatten. Das zeigt sich auch in der Ausbildung der Geschichtsphilosophie. Es sind drei Prozesse, die sich zur selben Zeit vollziehen und die, nach Koselleck, zur Ausbildung der modernen Geschichtsphilosophie⁹ geführt haben: Erstens die ästhetische Reflexi-

⁸ Wie tief diese Kontamination der Begriffe ‚Geschichte‘ und ‚Historie‘ bis heute in unserem Denken verankert ist, zeigt sich in dem von Karl Georg Faber noch 1982 konstatierten „wenig befriedigenden Umstand, daß das Wort ‚Geschichte‘ im alltäglichen wie im wissenschaftlichen Sprachgebrauch mehrere Sachverhalte bezeichnet“. (Faber 1982: 23) Mit ‚Geschichte‘ wird heute zwar nicht mehr der reale, materielle Begriff von Geschichte und die Reflexion darüber *zugleich* bezeichnet, dennoch wird der Begriff noch immer unscharf benutzt und enthält oftmals Elemente aus beiden Bedeutungen (vgl. auch Kolmer 2008: 8f.).

⁹ Wenn in diesem Zusammenhang von der ‚Geschichtsphilosophie‘ die Rede ist, ist damit die Geschichtsphilosophie in Mitteleuropa des 19. Jahrhunderts gemeint, also in erster Linie das, was in Deutschland unter dem Stichwort Idealismus zusammengefasst wird. Es ist aber eben Kosellecks These, dass die Grundannahmen,

on, zweitens die Moralisierung der Geschichte und drittens die Hypothesenbildung, die schließlich in der Annahme mündet, die ‚Geschichte an sich‘ sei vernünftig.

Mit ästhetischer Reflexion bezeichnet Koselleck eine Veränderung im Verhältnis von Historik und Poetik. Seit der Antike gab es in der gegenseitigen Zuordnung dieser Begriffe zwei Extrempositionen. Die einen schätzten den Wahrheitsgehalt der Historie höher ein. Das Argument lautete, wer sich mit den *res facta* beschäftige, müsse die Wahrheit zeigen, während die Dichtung sich um die *res fictae* und damit um die Lügen kümmere (vgl. ebd.: 659). Die andere Position geht auf Aristoteles zurück. Dieser wertete die Dichtung gegenüber der Historie auf, denn er nahm an, letztere berichte lediglich, was geschehen *ist*. Was aber tatsächlich geschehen ist, sei in gewisser Weise beliebig. Die Dichtung hingegen erzähle, was alles geschehen *könnte* und ziele daher auf das potentiell Mögliche und auf das Allgemeine (vgl. ebd.). Letztlich hat sich keine der beiden Positionen durchgesetzt. Stattdessen kam es zu einem Amalgam. Auf der einen Seite musste sich die Dichtung ab dem Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr dem Anspruch unterwerfen, die historische Wirklichkeit abzubilden (vgl. ebd.: 660ff.). Auf der anderen Seite – und das ist in unserem Zusammenhang wichtiger – geriet die Historie immer mehr unter das Gebot, sinnstiftende Einheiten zu konstruieren. War es vor der Entstehung des Kollektivsingu­lars nur nötig, die Einzelgeschichten in chronologischer Reihe zu erzählen, musste dem zufällig Passierten jetzt eine innere Ordnung abgewonnen werden. Es galt, einen Ereigniszusammenhang herzustellen und geheime Motive zu eruieren. Nach und nach wurde diese Aufgabe, die zunächst an den *Historiker* gestellt war, der ‚Geschichte selber‘ überantwortet (vgl. ebd.: 662-665).

Einem analogen Wandel unterlag die moralische Aufgabe der Historie. Die Historie hatte in der Vormoderne die Aufgabe, anhand von exemplarischen Einzelgeschichten Lehren aufzustellen. Das schlug sich im Topos *Historia Magistra Vitae* nieder. Mit Beginn der Neuzeit wurde nun eine Schwelle überschritten. Das „traditionelle Richteramt der Historie“ (ebd.: 667) wurde auf die ‚Geschichte an sich‘ übertragen. Nicht mehr die einzelnen Geschichten galten jetzt als Exempel, vielmehr wurde der ganzen Geschichte als Prozess eine rechtstiftende Aufgabe zugesprochen. Vorher urteilte der Historiker retrospektiv, jetzt – diesen von seiner subjektiven Urteilsfindung gleichsam entlastend – vollzieht die ‚Geschichte selbst‘ ständig Recht. Dies hatte gewaltige Implikationen für politisches Handeln,

die diese Geschichtsphilosophie ausmachen, das Ende des Idealismus überleben und den Geschichtsbegriff bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein prägen.

denn die Geschichtsphilosophie konnte von diesem Zeitpunkt an als Legitimationsbeschafferin für politisches Handeln jeder Art herangezogen werden.

Damit komme ich zum dritten Prozess, der die Herausbildung der Geschichtsphilosophie mit indiziert: die Hypothesenbildung. Der Kollektivsingular der ‚Geschichte selber‘ nötigte, wie soeben erörtert, dazu, Zusammenhänge herzustellen. Da man sich entschieden hatte, auf Gott zu verzichten, musste man diesen Zusammenhang aus Faktoren konstruieren, die sich aus der Geschichte selber ergaben (vgl. ebd.: 669). Es kam zur Hypothesenbildung. Es handelt sich um ein Verfahren, das noch heute – wenn auch hoffentlich reflektierter – benutzt wird, um Lücken im Faktenwissen zu überbrücken.¹⁰ Die Geschichte wurde zunächst vernünftig konstruiert. Dass diese Hypothesen rationale Konstruktionen waren, wurde aber mit der Zeit immer mehr in den Hintergrund gedrängt. So wurde schließlich die Geschichte, analog zu der Tatsache, dass sie ihr eigenes Subjekt geworden war, selber vernünftig. Auf diese Weise führten die ästhetische Einheit historischer Darstellung, die der Geschichte zugesprochene Moral und die Konstruktion vernünftiger Hypothesen schließlich zu einer Geschichtsphilosophie, die die Geschichte selber als vernünftig setzte.

3.3 Zwischen Machbarkeit und Übermacht

Damit ist die Entstehung des modernen Geschichtsbegriffs und der daraus resultierenden Geschichtsphilosophie in groben Zügen umrissen. Um das zentrale Problem, das sich für Koselleck hieraus ergibt, nachzuvollziehen, muss der Blick noch auf zwei Folgen geworfen werden, die daraus entstehen, sich ambivalent zueinander verhalten und sich eigentlich gegenseitig ausschließen: Auf der einen Seite wurde die ‚Geschichte an sich‘ übermächtig – sie wurde zum Schicksal. Auf der anderen Seite glaubte man die Geschichte sei machbar – sie wurde verfügbar. Geschichte wurde also sowohl zum übermächtigen Schicksal als auch zum „Handlungsbegriff“. (Koselleck 1977b: 266) Dieser Widerspruch bedarf einer Erklärung.

Nachdem der Kollektivsingular der ‚Geschichte selbst‘ entstanden war, wurde diese als ihr eigenes Subjekt verstanden. Diesen Prozess haben wir am Anfang des Kapitels nachvollzogen. In der Folge der Aufklärung wurde ‚Geschichte‘ im 19. Jahrhundert zum politischen und sozialen Leitbegriff (vgl. Koselleck 1975: 691-695). Dieser wandelte sich je-

¹⁰ Mit Koselleck sprechen Historiker heute in diesem Zusammenhang vom *Vetorecht der Quellen*. Der Terminus nimmt Bezug darauf, dass Quellen nie aussagen, wie es – frei nach Ranke – *eigentlich gewesen ist*. Sie verbieten lediglich solche Deutungen, die auf Grund des Quellenbefundes als schlichtweg falsch gelten können. Quellen haben also ein Vetorecht, können aber nicht die *eine* richtige Deutung bezeugen (vgl. Koselleck 1977c: 206f.).

doch von einem zunächst theoretisch reflektierten Leitbegriff im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem naiv verwendeten Schlagwort. Die ‚Geschichte an sich‘ als ihr eigenes Subjekt (anstelle Gottes), als rechtsetzender Prozess und als an sich vernünftig, wurde zum Schicksal. Sie wurde „allmächtig, allgerecht, allweise“ (ebd.: 711). Sie lud die vormals Gott zugesprochenen Eigenschaften auf sich. Infolgedessen wurde ‚Geschichte‘ zu einem pathetischen Schlagwort, das als „Sammelbecken aller nur denkbaren Ideologien“ (ebd.: 712) diente. Diese Ableitung erscheint aus der Entstehung des Kollektivsingulars und den Prämissen der Geschichtsphilosophie immerhin noch folgerichtig.

Die zweite Ableitung bestand nun darin, dass ‚Geschichte‘ – in offensichtlichem Widerspruch zum eben gesagten – auch als machbar begriffen wurde. ‚Machbarkeit‘, das muss vielleicht angemerkt werden, bezieht sich nicht auf die heute anerkannte Tatsache, dass das von der Geschichtswissenschaft erarbeitete Bild der Vergangenheit Konstruktion ist, sondern auf den Vollzug der ‚Geschichte selber‘. Auch dieser Gedankengang wird erst durch den Kollektivsingular denkbar, der den vorherigen Einzelgeschichten ihr Objekt entzogen hatte. Holzschnittartig zusammengefasst, bestand die individuelle Zukunftserwartung bis ins 17. Jahrhundert hinein im eigenen Tod oder im Jüngsten Gericht (vgl. dazu ausführlich Koselleck 1985: 184-195). Was im Diesseits passierte, war geprägt vom Schicksal und strukturell gesprochen auch von Wiederholung. Dem entspricht der Topos *Historia Magistra Vitae*. Für die Zukunftserwartung bedeutet das, dass ein Schluss von der bisher gemachten Erfahrung auf die Erwartung des Kommenden möglich ist. Diese Zukunftserwartung ändert sich im 18. Jahrhundert mit der Entstehung des modernen Geschichtsbegriffs. Auch bedingt durch die Auswirkungen von technischem und wissenschaftlichem Fortschritt – und der damit einhergehenden steigenden Lebenserwartung – entsteht die Zukunft als von Menschen zu gestaltende Zeitschicht. Es scheint sich mit der Zukunft ein Raum unbegrenzter, neuer Möglichkeiten zu öffnen. Das wirkt auf die Geschichtsphilosophie zurück. Wenn die handelnden Menschen jetzt die politische oder soziale Zukunft planen, dann planen sie den Vollzug der Geschichte. Das bedeutet, man will etwas vollstrecken, das sich über kurz oder lang ohnehin von selbst ergäbe. Damit schafft man erstens eine große Legitimation für jegliches politisches Vorhaben. Das eigene Bestreben wird legitimiert und erhält zudem zusätzliche Schubkraft, da man nur vollstreckt, was sowieso passiert. Zweitens erhält der Handelnde eine Art Rückversicherung. Die zukünftige Geschichte dient der eigenen Entlastung. Wenn man nur Vollstrecker der ‚Geschichte selbst‘ ist, trägt man selbst keine Verantwortung (vgl. zu diesen beiden Konsequenzen Koselleck 1977b: 269f.).

Diese grundsätzliche Zweideutigkeit des modernen Geschichtsbegriffs zwischen Machbarkeit und Übermacht der ‚Geschichte‘, liefert optimale Ausgangsbedingungen für dessen ideologischen Missbrauch. So konnten Hitler und die Seinen sich auf das Schicksal berufen und gleichzeitig beteuern, selber Geschichte machen zu wollen. Ebenso konnten sich später sowohl die Sowjetunion, als auch die Vereinigten Staaten darauf beziehen, auf der Seite der Geschichte zu stehen. Auch hier befasste man sich auf beiden Seiten mit der Möglichkeit, dem Verlauf der Geschichte eigenhändig und gewaltsam auf die Sprünge zu helfen. Der Kalte Krieg ist kalt geblieben und seine Folgen sind gegenüber dem, was Nazi-deutschland unter Berufung auf die ‚Geschichte‘ angerichtet hat, gering ausgefallen. Dennoch wird deutlich, dass selbst drei völlig unterschiedliche Weltanschauungen sich in ihren – ebenfalls völlig unterschiedlichen – Zielen auf ein und denselben Geschichtsbegriff berufen konnten. Dieser Geschichtsbegriff hatte seinen Ursprung im 18. Jahrhundert.

4 Kosellecks Geschichtsbegriff

Die Forderung nach einem neuen Geschichtsbegriff findet sich bereits in einem der ersten von Koselleck publizierten Texte. So bemerkt er in der Sammelrezension zu einigen Arbeiten zur Geschichtstheorie *Im Vorfeld einer neuen Historik* aus dem Jahr 1961:

„Der elementare Einbruch politischer Ereignisse – und damit auch philosophischer und religiöser Fragestellungen – drängt die Historie erneut, ihre Grundlagen zu überprüfen, d.h. unkritisch hingegenommene Voraussetzungen zu revidieren.“ (Koselleck 1961: 577)

Zu diesen zu revidierenden Voraussetzungen gehört für Koselleck vor allem der Begriff der Geschichte selber. Dieser hatte sich mit dem Zivilisationsbruch im 20. Jahrhundert unmöglich gemacht. Den ersten Schritt zu einer solchen Revision haben wir in Form einer Skizze von Kosellecks Kritik am modernen Geschichtsbegriff und der daraus resultierenden Geschichtsphilosophie im vorherigen Kapitel nachvollzogen. Im Folgenden gilt es nun, den zweiten Schritt dieses Postulats in den Mittelpunkt zu rücken und herauszuarbeiten, wie Koselleck in den folgenden Jahrzehnten – neben der Arbeit am Lexikon – nicht aufhörte, über diese Thematik nachzudenken.

Autoren, die Kosellecks Œuvre kommentieren oder interpretieren, unterscheiden bezüglich Kosellecks Geschichtstheorie oft zwischen seiner *Theorie geschichtlicher Zeiten* und seiner *historischen Anthropologie* bzw. anthropologisch fundierten Historik (vgl. Hoffmann 2011: 173; Palonen 2004: 264-286 bzw. 295-308). Kari Palonen geht in seiner vergleichenden Studie über die Werke Kosellecks und Quentin Skinners sogar so weit, dass er das Koselleck'sche Nachdenken über Geschichte in zwei Phasen einteilt. Er macht in den 1980er Jahren gleichsam eine Grenze, eine „anthropologische Wende“ in Kosellecks Denken aus, die den Übergang von der ersten Phase, die durch die Theorie der geschichtlichen Zeit geprägt ist, hin zur historischen Anthropologie markieren soll (Palonen 2004: 307f.).

Ich werde gegen diese Lesart argumentieren, dass Kosellecks Theorie geschichtlicher Zeiten und seine Anthropologie nur bedingt zu trennen sind und auch eine rein analytische Trennung nicht haltbar ist. Meine Zusammenschau wird vielmehr belegen, wie konsequent Koselleck die einmal formulierte Frage danach, wie ein neuer Geschichtsbegriff aussehen könnte, über Jahrzehnte seines Schaffens verfolgt hat. Aus den immer wieder neuen Anläufen und zahlreichen Modifikationen, die er an seinen Ideen im Einzelnen über die Jahre vorgenommen hat, werde ich den harten Kern eines Geschichtsbegriffs herausarbeiten. Am Ende steht eine Geschichtstheorie, die einige Vorteile gegenüber dem modernen Geschichtsbegriff aufweist.

4.1 Erfahrung und Erwartung: Die Theorie geschichtlicher Zeiten

„Geschichte ist und bleibt eine Erfahrungswissenschaft“ (Koselleck 1988: 30), so hat es Koselleck in seinem 1988 erschienenen Aufsatz *Erfahrungswandel und Methodenwechsel – eine historisch-anthropologische Skizze* formuliert. Damit hat er meines Erachtens den zentralen Aspekt seines Geschichtsbegriffs kurz und knapp auf den Punkt gebracht. An anderer Stelle hat er diesen Befund auch begriffsgeschichtlich abgeleitet. So bemerkt Koselleck in *Zeitschichten*, dass der Begriff ‚Historia‘ im Griechischen ursprünglich bedeutungsgleich war mit dem, was wir im Deutschen heute alltagssprachlich als ‚Erfahrung‘ bezeichnen: „‚Erfahrung machen‘ heißt, man geht von hier nach dort, um etwas zu erfahren; es handelt sich gleichsam um eine Entdeckungsreise“ (Koselleck 1994: 20). Durch den Bericht über diese ‚Reise‘ und die Reflexion über die Art und Weise, wie der Bericht zustande gekommen ist, entstehe die Historie als Wissenschaft.

Was meint Koselleck damit, wenn er bemerkt, die Geschichtswissenschaft sei eine Erfahrungswissenschaft? Inwiefern ist das für die Frage nach seinem Geschichtsbegriff interessant? Zur Beantwortung dieser Fragen müssen wir den Blick zunächst auf Kosellecks sogenannte Theorie geschichtlicher Zeiten werfen, deren anthropologische Grundlage das Kategorienpaar Erfahrung und Erwartung bildet. Es deutet sich hier bereits an, dass die von Palonen (und anderen) vorgenommene Aufteilung zwischen der Theorie geschichtlicher Zeiten auf der einen und Kosellecks Anthropologie auf der anderen Seite so nicht haltbar ist.

Als Anfang der 1970er Jahre die Geschichtswissenschaft als eigenständiges Fach zur Disposition stand und Gefahr lief, in den anderen Sozialwissenschaften aufzugehen (vgl. Hoffmann 2011: 176), stellte Koselleck in seinem Vortrag auf dem Kölner Historikertag 1970 die Frage: „Wozu noch Historie?“ (Koselleck 1971: 32) Zum einen, so die von ihm selbst gegebene Antwort, diene sie den anderen Geistes- und Sozialwissenschaften „als eine Art Hilfs- und Ergänzungswissenschaft“ (ebd.: 35). Zum anderen aber müsse die Geschichtswissenschaft, wenn sie nicht zur reinen Forschungsmethode für andere degenerieren will, sich über ihren genuinen Gegenstand klar werden. Alle anderen Wissenschaften, so Koselleck, haben einen klar umreißbaren, ihnen spezifischen Gegenstandsbereich:

„Die Soziologie hat es in ausgezeichneter Weise mit der Gesellschaft, die politische Wissenschaft mit dem Staat, der Verfassung und der Politik allgemein zu tun¹¹; die Sprachwissenschaft mit der Sprache und den

¹¹ Es ist an vielen Stellen, vor allem im Zusammenhang mit seiner Dissertation *Kritik und Krise* auf den beschränkten Politikbegriff Kosellecks hingewiesen worden (vgl. z.B. Steinmetz 2011: 65; Nagel 2011: 97-100). Es kann meines Erachtens aber davon ausgegangen werden, dass es sich in diesem Fall um eine überspitzte Formulierung handelt, um die Problematik, die sich aus dem sehr weit gefassten Gegenstandsbereich

Sprachen; die Ethnologie und Anthropologie mit dem Menschen und den Kulturen; die Ökonomie mit der Wirtschaft und so fort.“ (Koselleck 1971: 34)

Daher hätten diese Wissenschaften auch ihre je eigene Theoriebildung entwickelt. Anders bei der Geschichtswissenschaft: „In der Praxis ist das Geschäft der Historie alles oder nichts. Denn ungefähr alles kann sie durch ihre Fragestellung zum historischen Gegenstand deklarieren.“ (Koselleck 1972: 301) Diesem Dilemma versucht Koselleck nun zu entkommen. Seine Befürchtung ist, dass die Historie nur als eigenständige Wissenschaft bestehen kann, wenn sie sich über ihren genuinen Gegenstandsbereich klar wird. Dieser spezifische Gegenstand, so Kosellecks These, sei die Zeit. Daran anschließend, entwickelt er seine Theorie geschichtlicher Zeiten oder historischer Zeiten – Koselleck verwendet beide Begriffe synonym. Die Geschichte hat ihre eigene Zeit. Diese unterscheidet sich von der Zeit des Kalenders, so seine Annahme (vgl. Koselleck 1989: 9).

Kosellecks Theorie geschichtlicher Zeiten erinnert auf den ersten Blick an das Konzept der drei Zeitebenen bei Fernand Braudel. Der französische Historiker hatte 1949 in seinem epochemachenden Werk *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Phillipps II.* die Geschichte des spanischen Königs Phillip II. drei Mal in drei jeweils unterschiedlichen zeitlichen Perspektiven erzählt. Das Werk ist in drei Bänden erschienen. Jeder Band entspricht einem zeitlichen Zugriff. Der erste Band thematisiert die *long durée* – die lange Dauer. Die Darstellung beginnt mit der geologischen Entstehung des Mittelmeeres und endet mit dem Tod Phillip II. im Jahre 1598. Braudel beschreibt langlebige Strukturen wie geographische und klimatische Bedingungen, Jahreszeiten, die Auswirkungen des Wetters auf die See – kurz: diejenigen Strukturen, die sich nur sehr langsam verändern. Er erzählt „eine fast unbewegte Geschichte, die Geschichte des Menschen im Verhältnis zu seiner Umwelt; eine Geschichte, die nur langsam verrinnt und sich verändert.“ (Braudel 2001: 20) Die zweite Perspektive, die dem zweiten Band entspricht, ist die des mittelfristigen Zeithorizontes: die *moyenne durée*. Hier erzählt Braudel „eine Geschichte im langsamen Rhythmus [...] die Geschichte der Gruppen und Gruppierungen.“ (ebd.) Es sind zyklische und konjunkturelle Abläufe, die Braudel hier interessieren. Im Falle des Mittelmeers meint dies in erster Linie Verkehrswege oder Infrastruktur. Diese zweite Perspektive erinnert in ihrem Ansatz schon früh an das, was wir heute unter Wirtschafts- und Sozialgeschichte verstehen. Auf dieser Zeitebene findet häufiger ein Wandel statt, sie ist aber immer noch langlebiger als der dritte Zugriff. Der dritte und letzte Band beschäftigt sich mit der „traditionelle[n] Geschichte, wenn man so will in der Dimension nicht des Menschen, sondern des

der Geschichtswissenschaft ergibt, zu verdeutlichen. Noch dazu, da es sich um einen Text handelt, der im Wesentlichen auf einem mündlichen Vortrag basiert.

Individuums.“ (ebd.) Bei der *histoire eventuelle*, handelt es sich um klassische Ereignisgeschichte. Es wird vor allem das politische und militärische Handeln Phillips des II. thematisiert.

Koselleck hat diesen Ansatz kritisch aufgegriffen und weiterentwickelt. Sein Haupteinwand gegen Braudel ist, dass dieser die drei Ebenen fast schon ontologisch auseinandendifferenziert. Die *long durée* sei linear und geologisch zu lesen, die *moyenne durée* zu stark an ökonomischen Konjunkturtheorien angelehnt (vgl. Koselleck 1999: 11). Koselleck verweist dagegen darauf, dass die Ereignisse, die Konjunkturen und Strukturen – das entspräche dem, was Braudel als kurz-, mittel- bzw. langfristig bezeichnet – immer alle gleichzeitig vorhanden sind. Es handelt sich eben nicht um eine empirische Unterscheidung – daher auch der Verweis, Braudel argumentiere zu ontologisch – sondern um eine rein analytische Trennung (vgl. ebd.).

Wie Braudel unterscheidet auch Koselleck drei Zeitebenen, die er „Zeitschichten“ nennt. Die Metapher ist bewusst gewählt. Sie geht zurück auf „geologische Formationen, die verschieden weit und verschieden tief zurückreichen und sich im Verlaufe der sogenannten Erdgeschichte mit verschiedenen Geschwindigkeiten verändert und voneinander abgehoben haben.“ (Koselleck 1994: 19) Übertragen auf die menschliche, politische und soziale Geschichte hat die Metapher den Vorteil, auf mehrere zeitliche Ebenen mit unterschiedlicher Dauer und Herkunft zu verweisen, die trotzdem gleichzeitig vorhanden sind und wirken. Allerdings modifiziert Koselleck das Braudel'sche Konzept bezüglich anderer Aspekte so stark, dass man Braudels Ansatz kaum noch als Vorbild, sondern höchstens als Anstoß begreifen kann. An die Stelle von Braudels Ereignisebene setzt Koselleck seine „Überraschungsebene“ (Koselleck 1999: 11) oder, in einer anderen, aber ebenso eigentümlichen Terminologie, die „Urerfahrung“ (Koselleck 1988: 34). Aus Braudels „konjunktureller Lehre“ (Koselleck 1999: 11), macht er die „akkumulierte Erfahrungswissenschaft“ (ebd.). Das, was als Dauer bezeichnet wird, begreift Koselleck auf der empirischen Ebene als Wiederholung.

Die These in Kosellecks Ansatz ist, dass sich in der Bestimmung der Differenz zwischen Vergangenheit und Zukunft so etwas wie geschichtliche Zeit fassen lässt. Die Differenz zwischen Vergangenheit und Zukunft meint, anthropologisch gewendet (was hier nur so viel bedeutet wie aus der Perspektive der Menschen), die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung. Im Folgenden werde ich daher klären, was Koselleck unter Erfahrung und Erwartung versteht, bevor im darauf folgenden Schritt anhand von drei Formen des Erfahrungswandels genauer analysiert wird, wie die Differenz zwischen beiden aussehen kann.

Was versteht Koselleck unter Erfahrung und Erwartung? Er hat diese für seine Theorie so wichtigen Begriffe nur an einer einzigen Stelle versucht zu definieren. Das ist angesichts seines Werks ungewöhnlich – bleiben doch sonst Wiederholungen kaum aus, wenn man, wie Koselleck, seine Theoriebildung in erster Linie auf pointierte Aufsätze anstelle von zusammenhängenden Büchern stützt.

Das Kategorienpaar indiziert für Koselleck „allgemein menschliche Befunde“ (Koselleck 1977a: 351). Das bedeutet, es handelt sich bei Erfahrung und Erwartung gewissermaßen um anthropologische Vorgegebenheiten, ohne die Geschichte weder möglich noch denkbar wäre: „Es gibt keine Geschichte, ohne daß sie durch Erfahrungen und Erwartungen der handelnden oder leidenden Menschen konstituiert worden wäre.“ (ebd.) Und zwar konstituieren Erfahrungen und Erwartungen die wirklichen Geschichten und deren Erkenntnis zugleich. Ich komme auf diesen Punkt zurück.

Ich habe schon darauf hingewiesen: Obwohl Erfahrung und Erwartung die zentralen Kategorien in Kosellecks Theoriebildung sind, hat er sie nur an einer Stelle versucht zu definieren. Sein Angebot einer Definition dessen, was Erfahrung ausmacht, lautet:

„Erfahrung ist gegenwärtige Vergangenheit, deren Ereignisse einverleibt worden sind und erinnert werden können. Sowohl rationale Verarbeitung wie unbewußte Verhaltensweisen, die nicht oder nicht mehr im Wissen präsent sein müssen, schließen sich in der Erfahrung zusammen. Ferner ist in der je eigenen Erfahrung, durch Generationen oder Institutionen vermittelt, immer fremde Erfahrung enthalten und aufgehoben.“ (ebd.: 354)

Besonders auf den letzten Satz dieser Definition werde ich im nächsten Unterkapitel noch näher eingehen. Den Definitionsversuch für den Erwartungsbegriff schiebt Koselleck gleich hinterher:

„Auch sie [die Erwartung Anm. T.A.] ist personengebunden und interpersonal zugleich, auch Erwartung vollzieht sich im Heute, ist vergegenwärtigte Zukunft, sie zielt auf das Noch-Nicht, auf das nicht Erfahrene, auf das nur Erschließbare. Hoffnung und Furcht, Wunsch und Wille, die Sorge, aber auch rationale Analyse, rezeptive Schau oder Neugierde gehen in die Erwartung ein, indem sie diese konstituieren.“ (ebd.: 354f.)

Es handelt sich bei Erfahrung und Erwartung keineswegs um symmetrische Ergänzungsbegriffe. Vielmehr unterscheiden sich beide wesentlich. Um das zu verdeutlichen, hat Koselleck zwei Metaphern eingeführt, die sich unter Historikern heute größter Beliebtheit erfreuen: Erfahrungsraum und Erwartungshorizont. Die theoretisch komplexen, aber unheimlich suggestiven Begriffe geben uns weitere Auskunft darüber, was Erfahrung und Erwartung eigentlich ist. Die Raum-Metapher verweist darauf, dass Erfahrung zwar nach ihrem Anlass datierbar, aber als solche nicht chronologisch messbar ist. Der Erfahrungsraum setzt sich jederzeit aus allem zusammen, was „aus der Erinnerung des eigenen und aus dem Wissen um anderes Leben abrufbar ist.“ (ebd.: 356) Koselleck vergleicht den Er-

fahrungsraum daher mit dem Auge einer Waschmaschine, in dem mal ein Teil mal ein anderes Teil der Wäsche zum Vorschein kommt, obwohl alle gleichzeitig vorhanden sind. Gleichzeitig bietet sich die Horizont-Metapher für die Erwartung an, weil sie deutlich macht, dass die Zukunft trotz möglicher Prognosen nicht erschließbar ist und bleibt. Das für die Zukunft Erwartete ist daher in anderer Weise begrenzt als das bereits Erfahrene. Daher, so Koselleck, handelt es sich bei Erfahrung und Erwartung nicht um klassische Gegenbegriffe, obwohl das eine ohne das andere nicht zu denken ist: „Keine Erwartung ohne Erfahrung, keine Erfahrung ohne Erwartung.“ (ebd.: 352) Stattdessen hätten beide Begriffe unterschiedliche „Seinsweisen“ (ebd.: 357). Den existentialistischen Einschlag der Formulierung beiseite genommen, ist dennoch klar, was gemeint ist. Nach dieser Annäherung an die Begriffe Erfahrung und Erwartung, gilt es im Folgenden drei Formen des Erfahrungswandels genauer in den Blick zu bekommen.

4.2 Drei Erfahrungsbefunde

Es gibt nach Koselleck keine Geschichten, ohne dass diese durch die Erfahrungen und Erwartungen der handelnden oder leidenden Menschen konstituiert worden wären. Er definiert drei konstitutive menschliche Erfahrungsweisen: Erstens die einmalige Primärerfahrung, zweitens wiederholt gemachte und daher intersubjektiv vermittelbare Erfahrungen und drittens solche Erfahrungen, die erst ex post durch geschichtliche Reflexion gestiftet werden. Diese drei Erfahrungsmodi gilt es im Folgenden genauer zu betrachten.

Die erste Erfahrungsweise, die Primärerfahrung, ist singulär und unwiederholbar. Ausgelöst wird sie durch ein unerwartetes Ereignis. Es handelt sich um die Art von Erfahrung, die sich einstellt, wenn man eine Überraschung erlebt (vgl. Koselleck 1988: 34). Eine Überraschung erleben meint hier nichts anderes als das, was wir auch alltagssprachlich darunter verstehen, nämlich das etwas anders kommt als gedacht. Der bisherige Erwartungshorizont wird durchbrochen durch eine neue Erfahrung. Am Anfang eines Erfahrungsgewinns steht die Irritation oder die Verwunderung. Auf die Zeit-Terminologie bezogen, bedeutet das, man steht plötzlich vor einem Novum, vor einem „zeitlichen Minimum, das sich zwischen Vorher und Nachher generiert.“ (Koselleck 1994: 23) Die Überraschung stellt sich ein, weil „das Kontinuum von bisheriger Erfahrung zur Erwartung des Kommenden [...] durchbrochen [wird].“ (ebd.) Dieses Kontinuum muss sich in der Folge neu konstituieren. Der Erfahrungsgewinn wird das Erlebte später in ein Vorher und ein Nach-

her einteilen. Damit wird eine Vergangenheit konstituiert, die sich als Erfahrungsgeschichte erzählen lässt.

Wen betrifft diese Erfahrungsweise? Diese Art des Erfahrens wird immer wieder neu von jedem Einzelnen erlebt oder – negativ gewendet – erlitten. Es ist nicht so, dass das Ereignis, das die Erfahrung auslöst, auf einzelne Menschen zurückgeführt werden muss. An der Ursache, dem erfahrungsauslösenden Ereignis, können beliebig viele Personen beteiligt sein. Und in der Regel sind mehrere oder viele Personen an Ereignissen, die sich einstellen, beteiligt. Aber die Wirkung, also die Erfahrung, die durch das Ereignis ausgelöst wird, prägt jedes Individuum einzeln (vgl. Koselleck 1988: 34). Koselleck nennt diese Erfahrung auch die „Urerfahrung“ (ebd.) und betont damit, wie wichtig diese Art des Erfahrens für die Konstitution sowohl von Biographie als auch von Geschichten ist: „Jede Geschichte, die sich konstituiert, konstituiert sich zunächst einmal durch Überraschung, dass es anders kommt als erwartet.“ (Koselleck 1999: 12)

Willibald Steinmetz möchte aus dem theoretischen Konstrukt dieser ersten Form von Erfahrung bereits eine Reflexion Kosellecks über das selbst erlebte und seinen eigenen Umgang damit herauslesen (vgl. Steinmetz 2011: 78). Ich bin geneigt, seiner Beweisführung zu folgen. Steinmetz argumentiert, es sei möglich, dass Koselleck niemand anderen im Sinn gehabt habe als sich selbst, als er schrieb:

„Deshalb hat es auch seinen Sinn, die methodischen Zugriffe der Historiker auf ihre ganz persönlichen Erfahrungen zurückzuführen, die sie einmal betroffen haben und ohne die ihre Innovationen, wenn es denn welche sind, nicht zu verstehen wären.“ (Koselleck 1988: 34)

Erfahrungen werden aber auch wiederholt gemacht und sind daher intersubjektiv vermittelbar. Damit kommen wir zum zweiten Erfahrungsbefund. Erfahrungen werden nicht nur im Sinne der oben beschriebenen Primärerfahrung *gemacht*, sie werden auch *gesammelt*. Das bedeutet, dass Erfahrungen auch das Ergebnis eines Akkumulationsprozesses sein können. In diesem Fall bestätigen oder korrigieren sie gemachte Primärerfahrungen und festigen diese somit (vgl. Koselleck 1988: 35). Wieder in der Terminologie des Zeit-Themas ausgedrückt, dehnt sich das zeitliche Minimum der Primärerfahrung in diesem Fall dann zu „Fristen, die ein Leben gliedern, umordnen oder stabilisieren [...]“ (ebd.: 35) aus. Die Überraschung wurde ausgelöst durch einmalige Vorgänge. Aber „die gesamte Geschichte beruht zugleich auf Wiederholungsstrukturen, die sich nicht in Einmaligkeit erschöpfen.“ (Koselleck 1994: 21). Ohne diese Wiederholungsstrukturen, so Koselleck, seien einmalige Vorgänge gar nicht möglich. Unter Wiederholungsstrukturen versteht Koselleck Rekurrenzphänomene, also Dinge, die sich in der empirischen Welt wiederholen. Das beliebteste Beispiel ist der Postbote. Die Nachrichten, die er bringt, mögen immer neu sein

und überraschen. Dass der Postbote regelmäßig kommt, darauf kann man sich bis zu einem bestimmten Grad verlassen.

Bedingt durch diese Wiederholungsstrukturen summieren sich Erfahrungen, die durch Überraschung einmalig gemacht wurden, zu einem anwachsenden Wissen von Möglichkeiten von solchen Überraschungen (vgl. ebd.: 24). Das betrifft zunächst einmal Individuen:

„Wer älter wird, den kann daher nicht mehr so viel überraschen wie die Jugend. So läßt sich zunehmendes Alter durch abnehmende Überraschungspotentiale kennzeichnen. Je größer der Vorrat an möglicher Überraschung bereits internalisiert ist, desto geringer wird die Überraschungsfähigkeit, welche die Jugend noch auszeichnet. Dies freilich ist ein biologischer Aspekt menschlicher Geschichtserfahrung, der nicht rundum in der politischen oder ökonomischen Geschichte aufgeht.“ (Koselleck 1994: 24)

Und daher sind es auch hier, analog zum ersten Erfahrungsbefund, immer die einzelnen Menschen, die diese Erfahrung in sich speichern. Dabei ist es jedoch Kosellecks Vermutung, dass diese Erfahrungsfristen in einem höheren Maße generationenspezifisch sind. Wie ist das zu verstehen? Die akkumulierte Erfahrungssammlung und die Fähigkeit, einmalige Überraschungen zu verarbeiten, stiften einen endlichen Haushalt, so Koselleck. Dieser

„bleibt eingespannt zwischen Geburt und Tod eines Menschen, er kann nicht überdehnt [...] werden. Nicht jeder Mensch kann alles verarbeiten. Darin liegt eine individuelle Generationsbestimmung, die sich nun zwanglos ausdehnen lässt auf die gleichzeitig Lebenden, deren soziale Einpassungen oder deren politische Erlebnisschwellen einander ähneln. Auf diese Weise werden Generationseinheiten gestiftet [...] Alles, was über Wiederholungserfahrung und Einmaligkeitsverarbeitung gesagt werden kann, bezieht sich also immer auf zusammenlebende Generationen, deren gegenseitige Rückmeldung kommunikativ jeweils nachvollziehbar bleibt.“ (Koselleck 1994: 24)

Überraschende Ereignisse lösen Erfahrungen aus und rufen Geschichten hervor. Generationenspezifisch akkumulierte Erfahrungen strukturieren die Geschichten mittelfristig. Diese „Generationseinheiten“, von denen Koselleck spricht, erinnern an Karl Mannheims *Problem der Generation* von 1928 (vgl. Mannheim 1970: 509-565). Auch Mannheims generationelles Ordnungsmodell versprach, historischen Wandel durch Rückbindung an die jeweilige Generationenzugehörigkeit der Akteure erklären zu können. Unter einer Generation verstand Mannheim zunächst einmal noch keine konkrete Gruppe im soziologischen Sinne. Es handle sich eher um ein Miteinander von Individuen, die sich zwar gegebenenfalls untereinander verbunden fühlen, die aber nicht notwendigerweise eine konkrete Gemeinschaft bilden. Mannheim versteht Generation als „einen bloßen Zusammenhang im Gegensatz zu [...] konkreten Gruppenbildungen.“ (ebd.: 524)

Das gilt es im Folgenden kurz zu erläutern. Mannheim unterscheidet zwischen den drei Begriffen *Generationslagerung*, *Generationszusammenhang* und *Generationseinheit*. In Anlehnung an Max Webers Klassenlage, „die zwar inhaltlich vom Generationszusammenhang grundverschieden ist, in bestimmten strukturellen Grundtatsachen aber eine Ähnlich-

keit aufweist“ (ebd.: 525), verwies Mannheim zunächst darauf, dass sich jeder Mensch in einer Art Generationslagerung befinde. Diese Lagerung sei unumstößlich, ob man nun „davon weiß oder nicht, ob man sich ihr zurechnet oder diese Zurechenbarkeit vor sich verhüllt.“ (ebd.: 526) Dementsprechend kann man seine Generationslagerung – analog zu den Klassenlagen – nicht verlassen, wie man z.B. die Mitgliedschaft in einem Verein kündigen kann.

Generationslagerung meint also erst einmal nur eine ähnliche Lagerung im historisch-sozialen Raum. Sie setzt noch kein Generationsbewusstsein voraus. Der zweite Begriff, den Mannheim anführt, ist der des Generationszusammenhangs. Der Begriff Generationszusammenhang wird von ihm sehr explizit von einer biologischen Fundierung – die Generationenforschung würde heute sagen: von Konzepten der Generativität – abgegrenzt. Aus „biologischen Gesetze[n] der begrenzten Lebensdauer des Menschen und der Gegebenheit der Altersstufen“ (ebd.: 511), ließen sich Generationszusammenhänge noch nicht ableiten. Für diese chronologische Gleichzeitigkeit benutzt Mannheim daher den oben eingeführten Begriff der Generationslagerung. Diese ist zunächst nur etwas Potentielles. Daraus kann sich ein Generationszusammenhang ergeben, dies muss aber nicht zwangsläufig geschehen. Ein Generationszusammenhang kann sich konstituieren durch „eine Partizipation der derselben Generationslagerung angehörenden Individuen am gemeinsamen Schicksal und an den dazugehörenden, irgendwie zusammenhängenden Gehalten.“ (ebd.: 547) Um aus den gleichzeitig Geborenen einer Generationslagerung einen Generationszusammenhang zu machen, bedarf es also noch eines gemeinsamen kulturellen Kontextes, sowie der Wahrnehmung des Geschehens aus einer ähnlichen oder gleichen Wahrnehmungs- und Bewusstseins-schichtung.

Daran schließt dann Mannheims dritter Begriff an, die Generationeneinheit: „Innerhalb dieser Schicksalsgemeinschaften [gemeint ist der Generationszusammenhang Anm. T.A.] können dann die besonderen *Generationeneinheiten* entstehen.“ (ebd.: 547) Diese Generationeneinheiten – jetzt sind wir beim Begriff, den Koselleck übernimmt – unterscheiden sich, nach Mannheim, vom allgemeineren Generationszusammenhang durch eine einheitliche oder zumindest ähnliche Reaktion auf Ereignisse. Der Begriff wird also weiter differenziert. Nach der Unterscheidung zwischen Generationslagerung und -zusammenhang führt Mannheim nun die Differenzierung zwischen Generationszusammenhang und Generationeneinheit ein. Damit reagierte er auf eine überspitzte, aber zu seiner Zeit sehr gängige Auffassung des Stilpluralismus, die auf Wilhelm Pinder zurückgeht (vgl. Barboza 2009: 70). Der Kunsthistoriker Pinder vertrat die These, dass jede Generation mit ihrem Auftre-

ten quasi automatisch eine neue Weltanschauung bzw. einen neuen Stil konstituiere. So gäbe es ihm zufolge innerhalb von jeder Zeit ein Nebeneinander von Generationen und Weltanschauungen. Pinder hatte dies als die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (ebd.) bezeichnet – eine Formulierung, die Mannheim aufnimmt (vgl. Mannheim 1970: 517) und die sich auch bei Koselleck in abgewandeltem Zusammenhang wiederfindet (vgl. Koselleck 2003: 9). Diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen war bei Pinder völlig losgelöst von der empirischen historischen Entwicklung und erklärte sich ausschließlich aus dem biologischen Rhythmus von Geburten neuer Generationen.

Vor allem um diesem letzten Aspekt zu widersprechen, hatte Mannheim die Differenzierung zwischen Generationszusammenhang und -einheit eingeführt. Ein Generationszusammenhang muss nicht notwendigerweise eine Generationseinheit bilden. Damit eine Generationseinheit entsteht, müssen Menschen aus einem Generationszusammenhang dieselben oder ähnliche Situationen erleben und dies darüber hinaus mit denselben Erlebnisstrukturen, das bedeutet mit ähnlichen subjektiven Deutungsmustern oder aus vergleichbaren Perspektiven tun.

Kosellecks Begriff der politischen oder sozialen Generationseinheit ist wesentlich undifferenzierter ausgearbeitet als der von Mannheim. Kosellecks Generationenkonzept beruht, wie oben angeführt, auf dem Erfahrungsbegriff. Seine Generationeneinheiten sind in erster Linie Erfahrungsgemeinschaften. Ob diese sich bereits durch das passive Erleben der gleichen Zeit konstituieren oder ein aktives Element notwendig ist, wie es bei Mannheim der Fall ist, bleibt bei Koselleck im Unklaren. Besonders auch, was die Abgrenzung des Generationsbegriffs zu dem der Generativität betrifft, erweist sich der Ansatz Kosellecks als begrifflich unklar. Der Begriff Generativität, wie er in der Generationenforschung heute verwendet wird, bezeichnet die Fortpflanzung des Menschen als Gattung und hat zunächst einmal gar nichts mit Generationen zu tun. Der Ausdruck bezeichnet zum einen den physisch-organischen Reproduktionsprozess und zum anderen die Weitergabe und Tradierung von kulturellem Kapital (vgl. Jureit 2006: 28f.). Während sich Mannheim von Theorien, die einer „naturalistisch quantifizierbaren Rhythmik der entscheidenden Geburten [...] unvermittelt eine entsprechende Rhythmik im Geistigen parallel setzen wollen“ (Mannheim 1970: 552), distanziert und diese Distanzierung durch seine Differenzierung zwischen Generationslagerung, -zusammenhang und -einheit nochmal unterstreicht, ist diese Unterscheidung bei Koselleck nicht eindeutig. Auf der einen Seite bezeichnet Koselleck „Generativität“ zwar als „Kunstwort“ (Koselleck 1987: 107). Auf der anderen Seite schreibt er:

„Im Rahmen ihrer sozialen Einheit gewinnen die biologisch bedingten, zeitlich – je nach Geburtsjahren – verschieden gestaffelten Erfahrungen ihre gemeinsame Signatur. Diese dauert an und ändert sich mit den absterbenden und nachwachsenden Generationseinheiten.“ (Koselleck 1988: 35)

Mannheim hatte für den Sachverhalt, den Koselleck hier mit biologischer Bedingung bezeichnet, den differenzierten Begriff der Generationslagerung eingeführt. Dieser war das Potentielle, aus dem sich der Generationszusammenhang ergeben konnte. Bei Koselleck scheint die Generativität schon konstitutiv für die gemeinsame Erfahrung. In der Festschrift für Hans Georg Gadamer *Historik und Hermeneutik* spricht Koselleck, sich auf Hannah Arendt und ihren Begriff der Gebürtlichkeit bzw. Natalität berufend, davon, dass der „Generativität als einer gleichsam transzendenten Bestimmung [...] empirisch gesehen [...] die Wirklichkeit und Wirksamkeit von Generationen in ihrer diachronen Sukzession [entspricht]“ (Koselleck 1987: 107). Die verwirrend umständliche Terminologie kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Koselleck die Begriffe Generation und Generativität hier fast synonym benutzt.

Die nur unzureichende Ausarbeitung des Generationsbegriffs bei Koselleck verwundert etwas, vor allem vor dem Hintergrund seiner zentralen Stellung innerhalb von Kosellecks Theorie historischer Zeiten. Auch dass Koselleck an keiner Stelle auf Mannheim verweist, befremdet, da er den Begriff mit hoher Wahrscheinlichkeit von Mannheim übernommen hat.¹² Einen Hinweis darauf liefert nicht nur die Verwendung des exakt gleichen Begriffs, sondern auch der Zeitraum, in dem das geschieht. Während Koselleck seine Theorie geschichtlicher Zeiten erarbeitet, erlebt die Rezeption von Mannheims Generationsbegriff gerade ihren Höhepunkt, nachdem dieser in Deutschland vier Jahrzehnte fast in Vergessenheit geraten war (vgl. Barboza 2009: 113-129, insbesondere 124).

Trotz der mangelhaften Ausarbeitung von Kosellecks Generationsbegriff dürfte eines klar geworden sein: Ein Erfahrungswandel, der generationell verankert ist, deckt eine mittlere Reichweite ab. Der Erfahrungswandel vollzieht sich langsamer als bei der ersten Form. Gemeinsam haben die Überraschung und der generationenspezifische Erfahrungswandel, dass sie an ihren jeweiligen Träger gebunden sind – entweder das Individuum oder eine Generation als Kollektivträger. Das in der Generationsforschung häufig auftretende Phänomen der Überlieferung von nicht mehr selbst erlebter Erfahrung (vgl. Jureit 2006: 83) verlagert Koselleck in einen eigenständigen Bereich: den langfristigen Systemwandel.

¹² Ulrike Jureit bringt in ihrer Einführung in die Generationsforschung Mannheim und Koselleck bei verschiedenen Gelegenheiten in einen Zusammenhang. Leider geschieht das etwas unvermittelt und es bleibt ihr Geheimnis, warum sie das macht (vgl. Jureit 2006: 78-85).

Damit sind wir bei der dritten Form des Erfahrungswandels angelangt oder – nochmal in der Terminologie der geschichtlichen Zeiten – bei der dritten Zeitschicht. Diese Form des Erfahrungswandels ist gar nicht erfahrbar. Das klingt zunächst einmal paradox. Die Zeitschicht ist so langfristig, dass sie über die Erfahrungen von Individuen oder Generationen hinausweist. Es handelt sich um „Erfahrungssätze, die bereits *vor* den jeweils zusammenlebenden Generationen angeboten wurden und die auch *nach* den zusammenlebenden Generationen aller Wahrscheinlichkeit weiterwirken werden.“ (Koselleck 1994: 25) Da diese Phänomene auf Grundaussagen beruhen, die über Generationen hinweg gültig bleiben, nennt Koselleck diese „transzendent“ (vgl. ebd.). Der Begriff ist bewusst gewählt. Koselleck versteht „transzendent“ nicht im Sinne von „Jenseitigkeit“, sondern in dem Sinne, dass sich diese Art der menschlichen Weltentwürfe so langsam verändern, dass ihr Wandel nicht direkt erfahrbar ist. Alle Erfahrungseinheiten enthalten nach Koselleck ein Minimum an Transzendenzbedürfnis. „Ohne dieses [Transzendenzbedürfnis] gäbe es keine Letzterklärung – wie vorläufig immer letztere auch ausfallen mag.“ (ebd.: 26)

Der Erfahrungswandel vollzieht sich also so langsam, dass die Menschen ihn nicht nur nicht mehr am eigenen Leib erleben. Selbst die mündliche, von den Großeltern an die Enkelkinder überlieferte Erfahrung reicht nicht mehr aus. Daher der Verweis im Zitat, dass der Erfahrungswandel auch „zusammenlebende Generationen“ – das sind im Regelfall drei: Großeltern, Eltern, Kinder – übersteigt.

Der Wandel kann erst rückblickend als ein solcher erkannt werden. Es handelt sich daher streng genommen um generationenübergreifende Fremderfahrung, die in den eigenen Erfahrungshaushalt hinein vermittelt wird (vgl. Koselleck 1988: 39). Dieser Erfahrungswandel setzt bereits historische Methoden voraus. Da er ja offensichtlich schlecht mündlich weitergeben werden kann, kann diese Form des Erfahrungswandels nur durch eine historische Fragestellung überhaupt erfasst werden. Koselleck nennt auf der strukturgeschichtlichen Ebene die Auflösung der Römischen Reiches durch die landnehmenden germanischen Völker als ein Beispiel. Zugleich liefert er damit den dezenten Hinweis darauf, dass dieser langfristige Systemwandel kein spezifisch neuzeitliches Produkt ist. Was eigentlich die Moderne ausmacht, ist nicht, *dass* es einen solchen Systemwandel gibt, sondern dass sich dieser *immer schneller* vollzieht. Ein weiteres Beispiel wäre die Entstehung des Weltwirtschaftssystems. Dieses entsteht in Europa und verschiebt nach und nach das staatliche und gesellschaftliche Gefüge auf dem gesamten Globus. Darunter fallen aber auch andere langfristige Vorgaben, die die menschliche Lebensführung beeinflussen, wie z.B. magische Verhaltensweisen, religiöse Einstellungen, philosophische und, seit der Moderne,

vor allem ideologische „Wahrheiten“ (vgl. Koselleck 1999: 12). Ereignisse können sich von heute auf morgen einstellen und neue Primärerfahrungen (Überraschungen) mit sich bringen. Weltanschauungen, religiöse oder philosophische Grundeinstellungen hingegen, ändern sich nicht so schnell. Das Lieblingsbeispiel des Begriffshistorikers Koselleck ist selbstverständlich die Sprache: „Alles was gesagt wird, kann nur mit alten Worten gesagt werden.“ (ebd.) Sprache verändert sich im Ganzen natürlich trotzdem. Nur geschieht dies eben sehr langsam, durch leichte Veränderungen wie Abschleifungen oder Anpassungen. Erst retrospektiv kann festgestellt werden, dass etwas früher anders ausgedrückt worden ist. Zusammenfassend gesagt, handelt es sich bei all diesen Beispielen um einen Individuen und Generationen übergreifenden Systemwandel, der erst rückblickend eingefangen werden kann.

4.3 Ein „Partisan“ gegen die Geschichte im Singular

Bevor ich zum Abschluss komme, möchte ich die nun vorliegenden Ergebnisse zusammenfassen und mit Kosellecks eigener Zeiterfahrung in Verbindung bringen. Ziel dieses Unterkapitels ist es, die Vorteile des Koselleck'schen Geschichtsbegriffs expliziter zu benennen und sie der ‚Geschichte an sich‘ gegenüberzustellen. Der folgende Abschnitt geht daher zwei Leitfrage nach: Erstens, was unterscheidet Kosellecks Geschichtsbegriff vom modernen Geschichtsverständnis? Zweitens, inwiefern lässt sich dieser Geschichtsbegriff auf das selbst Erlebte zurückführen?

„Geschichte ist und bleibt eine Erfahrungswissenschaft.“ (Koselleck 2003: 30) Mit dieser Feststellung habe ich dieses Kapitel begonnen – mit dieser Feststellung möchte ich das Kapitel schließen. Kosellecks Geschichtsbegriff, das dürfte klar geworden sein, hängt aufs Engste mit seinem Erfahrungsbegriff zusammen. Geschichten werden nach Koselleck aus den einmaligen Erfahrungen Einzelner und durch deren generationenspezifische Akkumulation gestiftet. Zusätzlich werden generationenübergreifende Fremderfahrungen – zunächst durch geschichtliche Reflektion gestiftet – in den eigenen Erfahrungshaushalt einverleibt. Worin besteht nun der Vorteil in diesem Geschichtsverständnis?

Der moderne Geschichtsbegriff bestand im Kollektivsingular. Die ‚Geschichte an sich‘ war ihr eigenes Subjekt, wurde als vernünftig gesetzt und schwankte zwischen ihrer teleologisch oder deterministisch anmutenden eigenen Übermacht und ihrer Machbarkeit. Die Geschichte war also entweder vernünftige Schicksalsgöttin – oder die Menschen wurden als die Vollstrecker ‚der Geschichte‘ eingesetzt. Kosellecks Geschichtsbegriff unterschei-

det sich davon grundlegend: An die Stelle der ‚Geschichte an sich‘ setzt er die durch Erfahrungen und Erwartungen gestifteten *Geschichten*. Gegen das spekulative Verlaufswissen und die universale Zielbestimmung, die dem Begriff der ‚Geschichte selber‘ innewohnt, erinnert Koselleck an die ins Unendliche gehende Vielfalt und an die Heterogenität und Nichtkonvergenz des auf Erfahrung und Erwartung beruhenden Geschichtsbegriffs. In Kosellecks Geschichtsverständnis ist die Geschichte nicht mehr ihr eigenes Subjekt. Stattdessen sind die handelnden und leidenden Menschen die Subjekte der Geschichte. Diese bringen durch ihr Handeln die Geschichten – im realen, materiellen Sinne – aus sich hervor und konstruieren die Geschichte im Sinne von Historie als Erzählung oder Wissenschaft. Damit ist zum einen daran erinnert, dass Geschichte, als das von der Geschichtswissenschaft erzeugte Produkt, eine Konstruktion ist. Zum anderen ist eine solche Geschichte immer perspektivisch. Geschichte beginnt, nach Koselleck, bei den Erfahrungen Einzelner – man denke an den ersten der drei Erfahrungsbefunde. Das macht sie standortgebunden (vgl. dazu ausführlich auch Koselleck 1977c: 176-207).

Darüber hinaus unterscheidet sich Kosellecks Geschichtsbegriff vom Kollektivsingular in seinem „anti-essentialistische[n] Charakter“ (Daniel 2006: 183), also in seinem expliziten Verzicht darauf, Letztbegründungen zu liefern. Dies hatte die ‚Geschichte an sich‘ beansprucht. Genauer gesagt hatte diese keine Letztbegründungen geliefert, sondern war selbst die Letztbegründung per se. Zwar hatte Koselleck die dritte Zeitschicht, also den langfristigen Erfahrungswandel, als „transzendent“ bezeichnet. Aber auch diese Letztbegründung war nur vorläufig. Schließlich wandeln sich auch diese langfristigen Strukturen, wie z.B. religiöse Ansichten.

Weiter ist die Deutung der Vergangenheit selbst im Verständnis Kosellecks niemals abgeschlossen. Sie steht immer unter dem Primat neuer Erfahrungen. Hatte die Geschichtsphilosophie Anspruch auf Unfehlbarkeit erhoben, muss die Geschichtswissenschaft nach Koselleck ihre Überholbarkeit immer mitdenken: „Neue Erfahrungen kommen hinzu, alte werden überholt, neue Erwartungen tun sich auf; und schon stellen sich neue Fragen an unsere Vergangenheit, die die Geschichte neu zu überdenken [...] fordern.“ (Koselleck 1977c: 176)

Nicht zuletzt ist für Kosellecks Geschichtsverständnis das große Interesse an Kontingenzen und Zufällen charakteristisch. Waltete die ‚Geschichte an sich‘ wie eine Art Schicksalsgöttin und determinierte die Geschichte vernünftig, steht Kosellecks Geschichtsbegriff für die prinzipielle Offenheit und Ungewissheit zukünftiger menschlicher Lebenserfahrungen. Die zentrale Rolle, die die Durchbrechung des Erwartungshorizontes durch neue Erfahrungen,

kurz gesagt die Überraschung, bei der Entstehung von Geschichten spielt (vgl. Kapitel 4.2), unterstreicht diesen Befund. Trotzdem – und darin sehe ich eine besondere Stärke der Theorie – läuft Kosellecks Geschichtsbegriff nicht Gefahr, in relativistische Argumentationsweisen abzurutschen. Denn auch sein Geschichtsbegriff ist auf der Suche nach langfristigen Strukturen, auf die man sich (zumindest vorläufig) stützen kann. Diesen langfristigen Strukturen entsprechen die zweite und dritte Zeitschicht, also die generationenspezifischen und die generationenübergreifenden Erfahrungsbefunde. Erfahrungen lassen sich nicht nur machen, sondern auch sammeln. Sie sind also wiederholbar. Insofern, setzt Koselleck den Topos *Historia Magistra Vitae* – theoretisch reflektiert – wieder ins Recht.¹³ Zwar lassen sich keine Lehren mehr unmittelbar aus der Geschichte ziehen, wie es bei den exemplarischen Einzelgeschichten der Fall war. Dennoch kann die Vergangenheit, auf ihre Strukturen hin befragt, Momente der Dauer enthalten, die noch in die Gegenwart hineinreichen. Ansonsten hätten geschichtliche Erfahrungen keinerlei Bedeutung für die politische Gegenwart: „Man wüsste ja gar nicht, wohin man handeln könnte, wenn alles neu wäre.“ (Koselleck 2001: 263)

Inwiefern kann dieser Geschichtsbegriff als eine Reaktion auf die eigene Zeiterfahrung gelesen werden? In Kapitel zwei habe ich die eigene Zeiterfahrung Kosellecks skizziert. Es war meine These, dass sich seine Kritik am modernen Geschichtsbegriff und dessen Revision auf dieses selbst Erlebte zurückführen lässt.

Ein erstes Indiz, das diese These stützt, hatte ich in Kosellecks Dissertation *Kritik und Krise* ausgemacht. Darin hatte er nach den langfristigen Ursachen und Bedingungen gesucht, die „die gegenwärtige Weltkrise“ (Koselleck 1973: 1) ermöglicht und bedingt hatten. Koselleck hatte sich seitdem sein gesamtes Leben mit dem modernen Geschichtsbegriff kritisch auseinandergesetzt. Im Angesicht des Zivilisationsbruchs im 20. Jahrhunderts hat sich der Kollektivsingular, der ‚die Geschichte‘ für vernünftig erklärt hatte, in Kosellecks Augen unmöglich gemacht. Vor dem Hintergrund der Brucherfahrung muss es sich wie eine Zumutung anfühlen, wenn einem die Geschichte als vernünftig verkauft wird. Mit diesem Gefühl stand Koselleck nicht alleine da.¹⁴ Wie viele andere seiner Generation auch, wollte er sich nach dem Überleben von Krieg und Kriegsgefangenenlager nicht mehr überwälti-

¹³ Zu dem Schluss kommen auch Reinhart Koselleck und Carsten Dutt am Ende ihres Gesprächs (vgl. Koselleck 2001: 207).

¹⁴ In diesen Kontext einer „Ideengeschichte des Nachkriegs“ stellt Stefan-Ludwig Hoffmann neben *Kritik und Krise* auch die beiden Studien *Vita activa* von Hannah Arendt und *Strukturwandel der Öffentlichkeit* von Jürgen Habermas – um nur die bekanntesten zu nennen (vgl. Hoffmann 2011: 198). Ich würde dem noch die *Dialektik der Aufklärung* von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno hinzufügen – auch wenn letztere bereits während des Krieges das erste Mal erschienen ist.

gen lassen von Totalitätsansprüchen. Das galt für die Totalitätsansprüche politischer Führer und Parteien, aber auch für die Totalitätsansprüche von Ideologien und Weltanschauungen. Und der Kollektivsingular der ‚Geschichte an sich‘ war ihm hier eine allzu totale Idee (vgl. das dieser Arbeit vorangestellte Motto), die darüber hinaus im 20. Jahrhundert politisch in die totalitäre Idee des Geschichte-Machens umschlug. Jacob Taubes hat Koselleck in diesem Zusammenhang einmal einen „Partisanen“ gegen die Geschichte im Singular genannt (vgl. Taubes 1973: 493).

Dem Kollektivsingular stellt Koselleck einen Geschichtsbegriff gegenüber, den er seines Subjektcharakters entkleidet hat. Die Menschen rücken jetzt in die Verantwortung für das, was passiert, anstelle ‚der Geschichte‘. Sie sind es, die handeln und Geschichten aus sich hervorbringen. Die ‚Geschichte selber‘ ist nicht mehr vernünftig. Ob es die handelnden Menschen sind, bleibt dahingestellt. Koselleck war diesbezüglich Pessimist. Er suchte, im Bewusstsein der Präzedenzlosigkeit der eigenen Gegenwart, nach einem Geschichtsbegriff, der, von sämtlichen Verlaufs- und Vernunftthesen befreit, sich der Offenheit der Zukunft bewusst, dennoch nicht in nihilistische Deutungen verfällt. Die Dringlichkeit, neue theoretische Kategorien zu entwickeln, ergab sich für ihn aus den eigenen geschichtlichen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts.

5 Schlussbemerkungen

Ich habe mich in meiner Arbeit der Beantwortung der Frage gewidmet, was Geschichte nach Koselleck überhaupt ist und wie diese gestiftet wird. Die These war hierbei, dass sich Kosellecks Nachdenken über Geschichte aus seiner eigenen Zeiterfahrung ableiten lässt. Der Zivilisationsbruch im 20. Jahrhundert und der anschließende Kalte Krieg hatten den modernen Geschichtsbegriff in Kosellecks Augen diskreditiert.

Dazu habe ich in einer kurzen Skizze Kosellecks eigene Zeiterfahrung im zweiten Kapitel dargestellt. Diese bildete gleichsam den Ausgangspunkt für diese Arbeit und für Kosellecks Denken. Darauf folgte unter Punkt drei eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion der Entstehung des modernen Geschichtsbegriffs. Dieses Kapitel hat deutlich gemacht, wogegen sich Kosellecks Kritik richtete. Im vierten Kapitel haben wir uns schließlich dem eigentlichen Kern der Arbeit zugewandt: Ich habe gezeigt, wie sich Geschichten nach Koselleck durch Erfahrungen konstituieren und aus diesen abgeleitet werden können. Singuläre, überraschende Ereignisse lösen Erfahrungen aus, indem der alte Erwartungshorizont durchbrochen wird. Diese Erfahrungen rufen Geschichten hervor. Die akkumulierten, generationenspezifischen Erfahrungen helfen diese Geschichten zu ordnen und mittelfristig zu strukturieren. Zusätzlich werden generationenübergreifende Fremderfahrungen in den eigenen Erfahrungshaushalt einverleibt. Bei der Betrachtung sind jedoch auch die Schwächen des Koselleck'schen Generationenbegriffs deutlich geworden.

Koselleck stellt dem modernen Kollektivsingular einen Geschichtsbegriff gegenüber, der die Geschichte(n) klar als menschliche Konstruktionen kenntlich macht. An die Stelle der ‚Geschichte an sich‘, die ihr eigenes Subjekt geworden war, trat die Erfahrungsgeschichte der handelnden und leidenden Menschen. Es handelt sich um einen Geschichtsbegriff ohne vorgegebenen Verlauf, der stattdessen die Überraschung ins Zentrum rückt. Trotzdem, so konnte ich zeigen, enthält dieser Momente der Dauer. Im Bewusstsein der Präzedenzlosigkeit der eigenen Gegenwart suchte Koselleck, nur scheinbar paradox, nach Momenten der Dauer. Denn ohne diese „gäbe es keine Letzterklärung – wie vorläufig immer letztere auch ausfallen mag.“ (Koselleck 1994: 26)

Viele dieser Aspekte der Koselleck'schen Geschichtsauffassung erinnern an das, was seit den 1970er Jahren unter dem Modewort ‚Postmoderne‘ oder seit den 1990er Jahren unter dem Schlagwort ‚Kulturgeschichte‘ zusammengefasst wird. Tatsächlich scheint Koselleck vieles von dem vorweggenommen zu haben, was heute als Mentalitäts- und Kulturgeschichte, als Generations- und Erfahrungsgeschichte, sowie als historische Anthropologie unter Historikern gängige Praxis ist. Koselleck tat all dies in einer sehr eignen – manchmal

auch eigenwilligen – Sprache. Er verzichtete auf modische Fahnenwörter, wie sie heute so gerne verwendet werden. Auf der anderen Seite haben sein Pessimismus und der politisch existentielle Grundton die Rezeption nicht gerade erleichtert (vgl. auch Hoffmann 2011: 173). Nichtsdestotrotz bleiben seine Gedankengänge präzise und nachvollziehbar, entbehren seine Argumente nicht der Aktualität. Stefan-Ludwig Hoffmann hat es auf den Punkt gebracht: „Viele – nicht alle – Krisendiagnosen, die die eigene Gegenwart als einmalig und alle bisherigen Erfahrungen und Erwartungen sprengend beschrieben haben, sind heute selber historisch, nicht aber die von Koselleck [...] entwickelten theoretischen Kategorien.“ (Hoffmann 2011: 203f.)

Literaturverzeichnis

Werke Reinhart Kosellecks

- Koselleck, Reinhart* (1961): Im Vorfeld einer neuen Historik, in: *Neue Politische Literatur* 6, S. 577-588.
- Koselleck, Reinhart* (1967): *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 38-66.
- Koselleck, Reinhart* (1971): *Wozu noch Historie?*, in: ders.: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten*, Berlin 2010, S. 32-51.
- Koselleck, Reinhart* (1972): *Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 298-316.
- Koselleck, Reinhart* (1973): *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt am Main.
- Koselleck, Reinhart* (1975): *Geschichte, Historie*, in: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart; S. 593-717.
- Koselleck, Reinhart* (1977a): *Erfahrungsraum und Erwartungshorizont. Zwei historische Kategorien*, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 349-375.
- Koselleck, Reinhart* (1977b): *Über die Verfügbarkeit der Geschichte*, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 260-277.
- Koselleck, Reinhart* (1977c): *Standortbindung und Zeitlichkeit*, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 176-207.
- Koselleck, Reinhart* (1985): *Zeitverkürzung und Beschleunigung*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 177-202.
- Koselleck, Reinhart* (1987): *Historik und Hermeneutik*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 97-118.
- Koselleck, Reinhart* (1988): *Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 27-77.
- Koselleck, Reinhart* (1989): *Vorwort*, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1989, S. 9-14.
- Koselleck, Reinhart* (1994): *Zeitschichten*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 19-26.
- Koselleck, Reinhart* (1999): *Zeit, Zeitlichkeit und Geschichte – sperrige Reflexionen. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Wolf-Dieter Narr und Kari Palonen*, in: Kurunmäki, Jussi/Palonen, Kari (Hrsg.): *Zeit Geschichte und Politik*, Jyväskylä, 2003, S. 9-33.
- Koselleck, Reinhart* (2001): *Geschichte(n) und Historik. Reinhart Koselleck im Gespräch mit Carsten Dutt*, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 2, S. 257-271.
- Koselleck, Reinhart* (2003): *Einleitung*, in: ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt am Main 2003, S. 9-16.

Weitere Literatur

- Baberowski, Jörg* (2005): *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*, München.
- Barboza, Amalia* (2009): *Karl Mannheim*, Konstanz.
- Blum, Harald* (1999): *Das Atomzeitalter. Varianten einer Epochenbestimmung*, in: Fischer, Karsten (Hrsg.): *Neustart des Weltlaufs? Fiktion und Faszination der Zeitwenden*, Frankfurt am Main, S. 203-224.
- Braudel, Fernand* (2001): *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, Frankfurt am Main.
- Daniel, Ute* (2006): *Reinhart Koselleck*, in: Raphael, Lutz (Hrsg.): *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. 2, München, S. 166-194.
- Faber, Karl-Georg* (1982): *Theorie der Geschichtswissenschaft*, München.
- Hoffmann, Stefan-Ludwig* (2011): *Zur Anthropologie geschichtlicher Erfahrungen bei Reinhart Koselleck und Hannah Arendt*, in: Joas, Hans/Vogt, Peter: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, S. 171-204.
- Joas, Hans/Vogt, Peter* (2011): *Einleitung*, in: Joas, Hans/Vogt, Peter: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, S. 9-54.
- Jordan, Stefan* (2009): *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Paderborn.
- Jureit, Ulrike* (2006): *Generationenforschung*, Göttingen.
- Kolmer, Lothar* (2008): *Geschichtstheorien*, Paderborn.
- Mannheim, Karl* (1970): *Das Problem der Generation*, in: Wolf, Kurt, H.: *Karl Mannheim – Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*, S. 509-565.
- Meier, Christian* (2011): *Gedenkrede auf Reinhart Koselleck*, in: Joas, Hans/Vogt, Peter: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, S. 103-120.
- Nagel, Ivan* (2011): *Der Kritiker der Krise. Zum 50. Jahrestag von Reinhart Kosellecks Promotion – Rede zum Festakt der Universität Heidelberg*, in: Joas, Hans/Vogt, Peter: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, S. 94-102.
- Palonen, Kari* (2004): *Die Entzauberung der Begriffe. Das Umschreiben der politischen Begriffe bei Quentin Skinner und Reinhart Koselleck*, Münster.
- Sawilla, Jan Marco* (2004): *„Geschichte“: Ein Produkt der deutschen Aufklärung? Eine Kritik an Reinhart Kosellecks Begriff des „Kollektivsingulars Geschichte“*, in: *Zeitschrift für historische Forschung*, 31. Bd., S. 381-428.
- Schiller, Friedrich* (1982): *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*, Neudr. d. Erstausg. d. Jenaer akademischen Antrittsrede Schillers aus d. Jahre 1789, Jena.
- Steinmetz, Willibald* (2011): *Nachruf auf Reinhart Koselleck*, in: Joas, Hans/Vogt, Peter: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, S. 57-83.
- Taubes, Jacob* (1973): *Geschichtsphilosophie und Historik. Bemerkungen zu Kosellecks rogramm einer neuen Historik*, in: Koselleck, Reinhart/Stempel, Wolf-Dieter (Hrsg.): *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, München, S. 490-499.